

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 24. Januar 1901.

(Nachdruck verboten.)

Schloß Favorite.

Roman von B. v. d. Landen.

(Fortsetzung.)

Eine Entgegnung hierauf wurde der Gräfin erspart. Zongo blieb plötzlich stehen, hob den Kopf und sah nach rückwärts; Tante und Nefse wurden aufmerksam, wandten sich um und folgten der Richtung mit den Augen. Ihnen gerade entgegen kam Clemence von Fünfkirchen, wie immer mit tadelloser Eleganz gekleidet. Es war der letzte Mai, ein sonniger warmer Tag; sie trug eine Frühlingssoilette von zartgrauer Farbe, ein Strauß Maiglöckchen vor der Brust und der braune, federgeschmückte Hut bildete zu ihren vom Gehen gerötheten Wangen und strahlenden Augen die rechte Folie.

Mit raschen, elastischen Schritten kam sie näher, küßte Mathilde die Hand und grüßte Wolfenstein mit einer anmuthigen Neigung des Kopfes.

„Pastors haben eingewilligt, Gräfin Mathilde,“ sagte sie, „ich komme eben von ihnen; o, wie freue ich mich darauf; zweimal in der Woche! Ist's Ihnen recht so?“

„Gewiß! Und wenn Sie meinem Nefsen hier ein gutes Wort geben, Clemence, so erlaubt er uns, das Musikzimmer im Schloß zu benutzen,“ scherzte sie. „Nicht wahr, Wolfgang?“

„Du befehlst, liebe Tante?“ fragte der Angeredete näher tretend; er hatte offenbar nichts von dem eben Gesprochenen gehört.

„Nun, Clemence, bringen Sie Ihren Wunsch vor.“

„Vielleicht sieht es aber der Herr Graf nicht gern,“ bemerkte diese zögernd, „und — ich möchte nicht —“ Sie stockte, sah halb trotzig, halb verlegen zu ihm hinüber.

„Ah, ich verstehe, und Sie möchten nicht eine abschlägige Antwort erhalten.“ Dabei zuckte es wieder um seinen Mund wie ein kleines moquantes Lächeln.

„O nein,“ rief Clemence lebhaft, „ich dachte jetzt nicht an mich, aber ich möchte Sie nicht um etwas bitten, was zu gewähren Ihnen vielleicht unangenehm wäre.“

„Sehr gütig! Wenn ich Ihnen aber nun die Versicherung gebe, daß ich in diesem Falle einmal mehr wahrheitsliebend als galant sein will, werden Sie auf diese Gefahr hin mir Ihren Wunsch aussprechen?“

„Ja!“

Wolfenstein verbeugte sich. „Ich würde mich freuen, Ihnen eine zusagende Antwort geben zu können.“

„Wir, Pastors und ich, wollen gern zusammen musizieren; auch ein paar junge Damen und Herren aus der Umgegend, Dewiges und Buddenbrocks, sind mit dabei, und da wäre es nun sehr

liebenswürdig, wenn Sie uns — nur hin und wieder — das Musikzimmer hier im Schloße zur Verfügung stellen möchten, vorausgesetzt, daß es Ihnen nicht gar zu unangenehm ist.“ Sie hatte das in ihrer leichten, oberflächlich verbindlichen Art vorgebracht.

Wolfenstein strich sich langsam über den wohlgepflegten dunklen Bart und seine Augen hefteten sich fest auf das Antlitz der Sprecherin, das sich mit einer feinen Röthe überzog — dieser Ton mit ihm zu sprechen reizte ihn; weshalb hat sie nicht in ein paar einfach schlichten Worten um die Benutzung des Saales. Er war nicht einer jener Vasallen der Schönheit, die sich schon durch ein huldvolles Lächeln des kleinen, kirschrothen Mundes für jedes Opfer belohnt fühlen.

„Wenn ich recht verstanden, Fräulein von Fünfkirchen, so wollen Sie meine Erlaubniß“ — er betonte dies Wort besonders — „nachsuchen, in dem Musikzimmer des Schloßes mit den übrigen Herrschaften musizieren zu dürfen; es scheint Ihnen aber nicht sonderlich viel daran gelegen zu sein, da Sie die ganze Anfrage doch ziemlich en bagatelle behandeln.“

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Graf“ erwiderte Clemence, „ich muß mich falsch ausgedrückt haben, um Sie das glauben zu machen; ist es doch unser aller — großer Wunsch, und ich — ich bitte Sie, es zu erlauben.“

Es hatte ihr offenbar Ueberwindung gekostet, so zu sprechen, aber unter dem Einfluß seiner Gegenwart war sie nun einmal wehrlos, und wie reizend stand dieser aus Trotz und Verlegenheit gemischte Ausdruck ihrem lieblichen Gesichtchen.

Wolfensteins Augen leuchteten einen Moment auf und er fühlte es mit geheimem Schrecken, daß er seiner ganzen Willenskraft bedürfe, um ihrem holden Zauber gegenüber fest zu bleiben.

„Es wird mir eine Ehre sein, Ihren Wunsch zu erfüllen, Gnädigste,“ sagte er kühl und wandte sich dann mit der Frage an Gräfin Mathilde, was sie von der ganzen Idee halte.

„Ich finde sie gut; ein gemeinsames Wirken fordert vom Einzelnen immer ein gewissenhaftes Erfüllen der ihm zufallenden Aufgabe. Sie scheinen eine Thätigkeit, die bestimmte Anforderungen an Ihre Zeit und Ihre Kräfte stellt, auch zu vermissen, Clemence.“

Die Angeredete schüttelte das schöne Köpfchen.

„Nein, gar nicht, Gräfin Mathilde, denn ich bin nicht daran gewöhnt. Wir, Prinzeß und ich thun ja den ganzen Tag kaum irgend etwas Ernstliches. Wir fahren, wir reiten, wir gehen spazieren, wir musizieren etwas, wir singen etwas, wir malen etwas, wir plaudern aber sehr viel und machen recht oft Toilette.“

„Und solch ein Leben befriedigt Sie?“ fragte Wolfenstein. — Clemence zuckte leicht die runden Schultern.

„Befriedigt? je nun — ich kenne kein anderes, ich finde es amüsant, und die Zeit vergeht leidlich rasch dabei, und das ist doch

im Grunde die Hauptsache. So wie die Großmutter könnte ich nicht leben.“

„Ihre Großmutter hat ihren Gatten, sie hatte Kinder und sie lebte für ihre Familie. Glauben Sie, daß eine Frau die Zerstreuungen der Welt vermisst, wenn sie glücklich ist im Reiche der Thren?“ fragte Gräfin Mathilde.

„Darüber habe ich wahrhaftig noch niemals nachgedacht, theuerste Gräfin, aber Sie müssen wohl recht haben, denn Großmütterchen macht einen so zufriedenen Eindruck und ist so innerlich fröhlich, wie keine Dame ihres Alters in der Residenz.“

Sie waren auf dem Schloßhof angelangt; unter der Linde war der Theetisch servirt; — Clemence machte die Honneurs, wie sie das immer that, wenn sie mit der Gräfin allein war, und allmählich schien sie sich auch trotz Wolfensteins Gegenwart freier zu fühlen und plauderte ganz unbesangen. Songo stand neben ihr, hatte seinen großen Kopf auf ihren Schoß gelegt und ließ sich streicheln. Das Thier hatte eine besondere Zuneigung zu dem jungen Mädchen gefaßt und von allen, die in Lindenbrück und Faborite ein- und ausgingen, war sie, nächst seinem Herrn, die Einzige, die er einer so vertraulichen Annäherung würdigte und deren Liebkosungen er suchte. — Der Graf lehnte, schweigsam wie immer, in seinem Stuhl, und während die beiden Damen, die bald in ein lebhaftes Gespräch verwickelt waren, nicht auf ihn achteten, ruhten seine ernsten, dunklen Augen oft sinnend auf der schlanken Mädchengestalt — auf den zarten Händen, die in dem weichen, lockigen Fell des Hundes wühlten, dessen treue Augen dankbar zu seiner schönen Gönnerin emporblickten. — — — — —

Die musikalischen Zusammenkünfte nahmen noch im Lauf der Woche ihren Anfang und wurden mit großer Pünktlichkeit inne gehalten. Der Prediger, ein Mann von feinem Verstandniß, übernahm als Dirigent die Leitung des Ganzen und fand bei allen Fügsamkeit und Eifer. Gräfin Mathilde wohnte den Uebungen oft bei und lud nach Beendigung derselben die Theilnehmer regelmäßig ein, den Thee bei ihr zu trinken. So war wöchentlich einmal bestimmt ein kleiner Kreis fröhlicher Menschen unter der Linde im Schloßhof versammelt, und der alte Baum schüttelte verwundert die gewaltige Krone über das helle Lachen, das da von jungen Lippen um ihn her ertönte.

Das Landleben mit seiner anheimelnden Gemüthlichkeit begann einen unbewußten Reiz auf das kleine Hofsräulein auszuüben, und sie sehnte die Stunde ihrer Abberufung nicht mehr herbei, wie in der ersten Zeit. Clemence kam meist schon früher als die anderen an den Uebungstagen nach Lindenbrück. Es war ihr ein besonderes Vergnügen, den Park nach allen Richtungen hin zu durchstreifen; immer wieder entdeckte sie neue Schönheiten, lauschige, geheimnißvolle Plätzchen oder längst vergessene, vom Zahn der Zeit zernagte Götterbilder, die irgendwo in den Bosketts versteckt, von einem mitleidigen Epheu umrankt, von einer schöneren Vergangenheit träumten. Ihr Lieblingsaufenthalt war die sogenannte „Terrasse“. Von Sandsteinen erbaut, auf mächtigen Granitblöcken ruhend, erhob sie sich, umgeben von einer Gruppe schlanker Erlen, am Ufer des Sees, noch weit in die plätschernden Fluten hineinragend; Stufen führten vom Lande hinauf und jenseits ins Wasser hinab. Eine hübsche Gondel schaukelte sich am Fuß der Treppe.

Ende Juni und ein schöner Abend war's, als vom Schloß kommend Gräfin Mathilde, mit heute nur sehr wenig Gästen, nach der Terrasse hinüberging; Clemence, Kurt von Dräsen und Else von Dewitz. Pastors mußten gleich nach der Stunde heimkehren, es hatte sich Besuch angesagt, Herr und Frau Buddenbrock waren verreist und die Stelle des ersteren vertrat seitdem Kurt von Dräsen, dessen frische Stimme alle als eine dankenswerthe Akquisition begrüßten; auch spielte er leidlich gut Klavier. Mit Begeisterung war er der an ihn ergangenen Aufforderung nachgekommen.

Clemence hatte schon beim ersten Begegnen einen großen Ein-

druck auf ihn gemacht, und der Gedanke, wöchentlich zweimal mindestens vier Stunden in ihrer Nähe sein zu dürfen, erfüllte sein ehrliches Herz mit Entzücken, um so mehr, als sie sich seinen Huldigungen gegenüber nicht allzu ablehnend verhielt. Das schöne Mädchen war durch die in fast naiver Art ihr bewiesene Bewunderung belustigt; daß man ihr huldigte, daran war sie gewöhnt, ob diesen Huldigungen nun mehr oberflächliche Galanterie oder ob ihnen wirklich echtes Empfinden zu Grunde lag, darüber dachte sie nicht weiter nach, hatte es auch nie gethan. Er machte ihr den Hof, sie amüsirte sich, und Else von Dewitz ärgerte sich ein klein wenig; das genügte vorläufig; ein „weiter“ kam ja gar nicht in Betracht. Auf dem Wege zur Terrasse war Kurt natürlich an ihrer Seite — sie war auch gar zu liebreizend in dem zartgelben, dustigen Sommerkleid, mit der tiefdunklen Rose hinter dem kleinen Ohr, einem Sträußchen ebensolcher Blumen im Gürtel, und dem großen Schäferhut am Arm; fast andächtig lauschte er ihrem neckischen, übermüthigen Geplauder und dem hellen Lachen, das hin und wieder dazwischen ertönte und das er jedesmal mit seinem kräftigen „Hahaha“ begleitete. — Gräfin Mathilde und die blonde, ernste Else folgten; jetzt waren sie bei der Terrasse angelangt, Clemence eilte leichtfüßig die Stufen hinauf, an der anderen Seite wieder hinab und sprang in die Gondel, daß das leichte Fahrzeug hin und her schwankte.

„Dürfen wir, Gräfin Mathilde,“ rief sie nun den obenstehenden Damen zu — Kurt war schon bei ihr im Kahn — „und wollen Sie uns nicht begleiten?“

„Nein, ich danke; für meine Jahre sind die Wasserfahrten nicht mehr,“ lächelte die Gräfin, „aber hier, Elschen — nicht wahr? Sie schließen sich an?“

Die Kleine war aber ernstlich geärgert und lehnte aus irgend einem hinfälligen Grund ab, in der festen Ueberzeugung, der schönen Nebenbuhlerin dadurch die geplante Gondelfahrt zu stören; Clemence merkte diese Absicht, ein kleines, schelmisches Lächeln kräuselte ihre Lippen; rasch und gewandt löste sie die Kette, stieß den Kahn ab und rief, als derselbe sich schon frei auf den Wellen schaukelte: „Aber wir dürfen trotzdem, nicht wahr liebe, liebe Gräfin, nur ein klein Viertelstündchen — nur bis zur Insel hinüber — ein paar Wasserrosen holen, — bitte, wir sind ja so verständige Menschen — wollen auch garnicht schaukeln und mäusehenstill sitzen. Nehmen Sie die Ruder, Herr von Dräsen, ich das Steuer.“

Und dahin glitt das Boot, über die leicht bewegte, im Schein der Abendsonne glänzende Wasserfläche — Gräfin Mathilde und klein Elschen blieben auf der Terrasse zurück und nahmen auf den Steinbänken Platz, letztere war im höchsten Grade niedergedrückt, und sie glaubte in diesem Moment, nie in ihrem jungen Leben habe sie irgend einem Menschen ernster gezürnt und nie habe ein Mensch diesen Zorn mehr verdient, als Clemence von Fünfkirchen. Nur zerstreut beantwortete sie die Frage der Gräfin:

„Sehen Sie nur, Else, wie ruhig und verständig die beiden sich dort im Kahn vis-à-vis sitzen,“ lächelte diese. „Clemence ist so übermüthig, daß ich wirklich etwas besorgt war, aber sie verdient alles Lob.“

„Ich finde diese Wasserfahrt sehr überflüssig,“ platzte die Kleine ärgerlich heraus.

„Warum? — ich weiß, es ist ein reizendes Vergnügen und sehe keinen Grund, weshalb Sie sich dasselbe versagt haben?“ lächelte die Gräfin.

„Sie werden sich auch ohne mich gut unterhalten,“ sagte Else, dabei nagte sie sich an der Unterlippe und zerplückte eine Rose, deren Blätter sie ins Wasser streute.

„Gewiß, — warum sollten sie nicht? Sie sind beide jung, froh und lebenslustig, und es ist Ihre Schuld allein, daß Sie nicht dabei sind!“

Else antwortete nicht, und beider Blicke begleiteten wieder das kleine Fahrzeug, das sich jetzt der Insel näherte — Gräfin Mathilde

lächelte still vor sich hin. Rasche, männliche Schritte, die die Stufen der Terrasse vom Garten aus herauf kamen, und Songo's freudiges Wellen ließen sie umschauen — Graf Wolfenstein stand vor ihnen; Mathildens Augen grüßten ihn freudig, sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er an seine Lippen führte, aber sie merkte recht wohl, daß seine Augen suchend umherschweiften, und daß er Elses Gruß nur flüchtig erwiderte.

„Die beiden Damen allein?“ fragte er, „wo sind denn die anderen Herrschaften?“

„Pastors gingen gleich nach dem Musikiren fort und Fräulein von Jünstkirchen schwimmt dort mit Herrn von Dräsen auf dem See,“ antwortete Else etwas piquirt.

„Mit Herrn von Dräsen? Wie kommt der heute hierher?“

„Buddenbrock ist ja verreist und er ist für ihn eingetreten — er war voriges mal schon dabei.“

„Das weiß ich nicht.“

„Nein, Du warst nicht hier, und ich dachte nicht daran, es Dir zu erzählen.“

„Sie wollen Wasserrosen holen,“ bemerkte Else.

„Wasserrosen? Aber das ist dort gerade sehr gefährlich, und Dräsen kennt den See nicht genau. — Es ist unerhört unvorsichtig,“ rief Wolfenstein heftig.

„Wolfgang, ich kenne doch den See auch; es ist dort nicht gefährlicher wie überall,“ erwiderte Gräfin Mathilde begütigend. Wolfgang antwortete nichts weiter, er lehnte sich an die breite Sandsteinbrüstung, blickte zerstreut auf den See hinaus und warf nur hier und da eine kurze Bemerkung in die Unterhaltung der Damen.

Jetzt näherte sich, von raschen Ruderschlägen getrieben, die Gondel wieder der Terrasse; Wolfenstein veränderte seine Stellung, als sie bei der Treppe anlegte, nicht und küßte nur leicht den Hut zum Gruß. Kurt von Dräsen sprang heraus.

„Reichen Sie mir die Kette,“ rief Clemence, zog den Rahn damit heran und stieg mit Kurts Hilfe aus; sie hielt eine große Menge weißer Wasserrosen in den Händen, einige derselben hatte sie um den breitrandigen Strohhut geschlungen, andere am Gürtel und im Haar befestigt; so erinnerte sie in dem leichten düstigen Gewande an eine Seenixe. Kurt trug zwei rothe Rosen im Knopfloch und sah sehr glücklich aus.

Ob sie es wußte, wie schön sie war, als sie jetzt die Stufen emporstieg?

Gräfin Mathildens und selbst Elses Augen, von denen Kurts gar nicht zu reden, hingen mit unverbogener Bewunderung an ihr, nur Graf Wolfenstein wandte sich ab und machte sich mit Songo zu schaffen.

Als Clemence seiner ansichtig wurde, fühlte sie zu ihrem Aerger wieder eine leichte Befangenheit in sich aufsteigen, aber ihre heute so fröhliche Stimmung wurde nicht in dem Maße wie sonst dadurch beeinträchtigt.

„Mit gehorsamsten Grüßen vom Vater Neptun,“ rief sie lachend, einen Strauß Seerosen in Gräfin Mathildens Hände legend, „und hier, schön Elschen, vom Ritter Kurt fast mit Aufopferung seines neuen Strohhutes gepflückt,“ neckte sie, sich zu dem jungen Mädchen wendend.

Dann mit raschem Blick drei der schönsten Blumen auswählend, näherte sie sich Wolfenstein — aber ein Scherzwort wollte ihr nicht über die Lippen — sie bot ihm die Blumen nur mit einer leichten Verbeugung.

„Verbindlichsten Dank, meine Gnädigste,“ sagte er im Tone kalter Höflichkeit; in demselben Augenblick machte Herr von Dräsen Clemence auf den Untergang der Sonne aufmerksam; sie trat an seine Seite und blickte, sich neben ihm auf die Sandsteinbrüstung stützend, auf den See hinaus. Als sie sich wieder umwandte, war Wolfenstein fort, — er schritt langsam gesenkten Hauptes, von Songo gefolgt, dem Schlosse zu. Die Wasserrosen lagen vergessen auf einer der Bänke.

In Clemences Innern bäumte sich etwas auf von tief verletztem Stolz, diese Nichtachtung ihrer Gabe kränkte sie um so empfindlicher, als sie daran gewöhnt war, jede Freundlichkeit, durch die sie einen Herrn auszeichnete, anerkannt zu sehen; sie preßte die vollen, rothen Lippen fest auf einander und ein Ausdruck hochmüthigen Spottes zuckte um den kleinen Mund.

Er wollte ihr zeigen, wie gering, wie werthlos für ihn jene Blumen waren — mochte er doch, sie wußte recht gut, wie viel sie einem anderen werth gewesen wären — einem, der trotz fürstlicher Geburt um ihre Gunst wirbt und den eine solche Gabe zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht haben würde. Sie trug deshalb das Köpfchen auf dem feinen Hals ganz besonders hoch, wie sie an Gräfin Mathildes Seite dem Schlosse zuschritten. Kurt von Dräsen's Arm hatte sie aus einem ihr selbst nicht ganz klaren Grunde abgelehnt.

Unter der Vinde stand der Theetisch gedeckt; das letzte Abendroth fiel durch die Zweige des alten Baumes, spiegelte sich in dem schönen Silbergeschirr und machte das einladende Plätzchen nur noch trauter.

„Du willst fort, Wolf?“ fragte Gräfin Mathilde erstaunt, als ihnen der Graf, eben den letzten Handschuhknopf schließend, entgegenkam, und der Reitknecht den Kappen vorkührte.

„Es ist besser so, Tante, ich verstehe mich nicht mehr auf das Zusammensein mit der Jugend. Morgen kannst Du mich erwarten.“

Er verabschiedete sich von den übrigen, küßte der Gräfin die Hand und schwang sich in den Sattel; kaum einen Blick hatte er mit Clemence getauscht, die am Nest des Abends merkwürdig still war und früher als sonst aufbrach.

Gräfin Mathilde lächelte vor sich hin, sie war eine feine und scharfe Beobachterin. — — — — —

Der Graf lenkte sein Roß tiefer und tiefer in den Wald hinein. Die Schatten der Dämmerung schwebten schon zwischen den Stämmen der alten Eichen, nichts hörte man, als hier und da das leise Zwitschern eines Vogels und das Knacken eines dürren Astes unter den Tritten des Pferdes. Die stille Einsamkeit that ihm wohl, er nahm den Hut ab und athmete mehrere male tief auf, als die kühle Abendluft ihm über die brennende Stirne strich. Er sah in die Wipfel hinauf. Rings um ihn her ward's dunkel und oben am Nachthimmel glänzten hier und dort die ersten Sternlein. Ohne es selbst zu wissen oder zu wollen, war er bis zu dem Ausgang des Waldes gelangt, der an den See stieß. Da lag sie vor ihm, die weite, fast regungslose Fläche in dem bleichen Glanz des Vollmond-schimmers; lautlos, nächtliches Schweigen riegsum, nur das Schiff am Ufer flüsterte leise, wenn ein Windhauch darüber hinstrich.

Er konnte die weiße Sandsteinterrasse an dem entfernten, jenseitigen Ufer erkennen, auch die Insel in der Mitte des Sees. Wie fröhlich die beiden dort nach den Rosen gehascht haben mochten — der gutherzige, ehrliche Kurt und das schöne, übermüthige Hof-fräulein, wie sie jetzt plötzlich vor ihm stand in ihrem ganzen Lieb-reiz, mit den verführerischen Augen ihn anschauend. Es überkam ihn fast wie Sehnsucht, dann wie Born gegen sich selbst, und er zwang sich, an ein Paar andere, traurig schöne Augen zu denken, an ein Paar Augen, die nur ihm, ihm allein gelächelt, die, längst im Tode geschlossen, noch jetzt, nach acht langen Jahren, in sein ver-büdetes Dasein hineinstrahlten.

„Abiome!“ flüsterte er, „Abiome!“

Er wandte sein Roß und ritt langsam seinem einsamen Heim zu. — —

Dieser letzten Uebungsstunde folgte keine zweite mehr; die Ankunft der Erbprinzessin stand nahe bevor, und damit war Clemences Urlaub zu Ende; sie ging nicht mit so leichtem Herzen, wie sie gedacht. Wie eine stille liebliche Idylle lagen diese Wochen

hinter ihr und alle Erinnerungen daran waren eng verwebt mit dem ernstesten Träumen auf Schloß Favorite.

Am Tage vor ihrer Abreise beschäftigte sie sich wider ihren Willen viel mit ihm, und immer aufs neue tauchte der Gedanke auf: „Wie möchte doch die Frau gewesen sein, die er so unendlich geliebt?“

Sie hatte nie ein Bild von ihr bei der Gräfin Mathilde gesehen, auch nie von ihr sprechen hören, und war zu zartfühlend gewesen, danach zu fragen; sie würde nun überhaupt nie mehr etwas von ihr erfahren, ebenso wie sich ihre und Wolfensteins Wege nicht mehr kreuzen würden. Sie legte rasch die Hand über die Augen.

Nachmittags fuhr sie nach Lindenbrück, Gräfin Mathilde Lebewohl zu sagen. Sie traf den Wolfensteiner dort und sie bemühte sich, ihm kühl und mit einer gewissen vornehmen Zurückhaltung gegenüber zu treten. Man plauderte von diesem und jenem; dann brach sie auf. Sie hatte sich sehr tapfer gehalten, als aber nun die Gräfin sie fest in ihre Arme schloß, ihre Stirn küßte und ihr zuflüsterte: „Behüt' Sie Gott, mein Kind!“ da war es mit allem Stolz vorbei; unbekümmert um des Grafen Gegenwart lehnte sie ihr Haupt an die Brust der alten Freundin und wehrte den hervorbrechenden Thränen nicht.

Wie doch mit einem mal das Scheiden so schwer, so schwer war.

4. Kapitel.

Die verwitwete Erbprinzeßin Katharina von M. zählte achtunddreißig Jahre; sie galt allgemein als schön, denn obgleich ihre Gestalt nur von mittlerer Größe und mehr üppig als schlank war, zeigte doch jede Bewegung Grazie und Majestät. Die Stirn hoch und von leicht gekräuselten, braunen Locken nur wenig beschattet, deutete auf klaren Verstand und Energie; die Nase war fein und leicht gebogen; scharf gezeichnete, gewölbte, dunkle Brauen überschatteten große, glänzende, blaue Augen, und ein rundes Kinn mit einem Grübchen gab dem Gesicht etwas ungemein Liebliches. Als stübend hätte nur der Mund mit den vollen, etwas sinnlichen Lippen gelten können. Der Ausdruck ihrer Physiognomie war meist freundlich, lebhaft, und doch verstand es diese Frau meisterhaft, unter anscheinender Offenheit das zu verbergen, was in ihrer Seele vorging.

Katharina besaß alle Eigenschaften und Fähigkeiten, sich als regierende Fürstin eines großen Reiches Geltung zu verschaffen, neben einem bedeutenden Gatten eine bedeutende Frau zu sein, und war doch vom Schicksal dazu bestimmt, als verwitwete, kinderlose Erbprinzeßin ein unbeachtetes, thatenloses Dasein zu führen. Sie besaß ein heißes, begehrlisches, leidenschaftliches Herz und war ohne Neigung einem Manne vermählt worden, der seinem schönen Weibe und ihren höheren Interessen völlig gleichgiltig gegenüberstand, der, in träger Apathie dahinlebend, nur Freude fand an den Genüssen einer reich besetzten Tafel, an wüsten Trinkgelagen und an feichten Wizen gleich gestimmter Genossen. Man hatte gehofft, daß es dem Einfluß der jungen, geistvollen und reizenden Prinzeßin gelingen werde, den schwachen, unselbständigen und wenig begabten Erbprinzen Constantin auf andere Bahnen zu lenken, und Katharina selbst hatte wohl das ehrgeizige Ziel vorgeschwebt, neben diesem Gemal bald alleinige Regentin zu werden.

Aber wie so oft, griff auch hier eine höhere Macht in die berechneten Pläne menschlichen Ehrgeizes und vernichtete das künstliche Gebäude menschlicher Eitelkeit.

Die Hoffnung, Mutter eines Prinzen zu werden, verwirklichte sich nicht, der einzige Sprößling der fürstlichen Ehe war eine Tochter, die nach wenigen Tagen starb, und als ein Jahr später der Erbprinz Constantin auf einer Jagd mit dem Pferde stürzte und noch auf dem Wege zum Schlosse starb, da waren mit einem Schlage alle stolzen Aussichten Katharinas vernichtet und der ohnmächtige Zorn gegen das Unabänderliche machte sie bitter, ver-

schlossen und ungerecht. In dieser Zeit lernte sie Clemences Vater kennen; der schöne, elegante und kluge, aber sehr leichtlebige Mann verstand es, sich die Gunst der jungen fürstlichen Wittve zu gewinnen und seinem Einfluß war es wohl zumeist zuzuschreiben, daß dieselbe allmählich in die Bahnen üppigen, glänzenden Lebensgenusses gedrängt wurde.

Bald genug nahmen Erbprinzeßin Katharina und der Kreis ihrer „Intimen“ eine isolirte Stellung am herzoglichen Hofe ein, die sich noch steigerte, als sie nach dem Tode des leichtlebigen Herrn von Fünfkirchen bald diesem, bald jenem Cavalier ihre Gunst zuwandte.

Der Einzige aus der herzoglichen Familie nächst dem Herzog selbst, der trotz alledem der schönen Verwandten mit Leib und Leben ergeben blieb, war der jüngste Bruder ihres verstorbenen Gemals, Prinz Paul; noch unvermält, obgleich schon Ende der dreißiger Jahre und ein so lebenslustiger Cavalier, ein so gutherziger Mensch wie alle Prinzen seines Hauses. „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!“ Dieses Verslein weiland Martin Luthers hatte er, wenn auch in weniger edler Auffassung, zu seinem Grundsatz gemacht. Seiner natürlichen Lebenswürdigkeit hatte er es zu danken, daß er trotz seiner leichtsinnigen Streiche bei allen Mitgliedern des Herrscherhauses wohlgefallen und gerngesehen war; wußte er doch manche Schroffheiten zu mildern und die Sache immer so ziemlich im gleichen zu erhalten. Er war ein häufiger Gast der Erbprinzeßin und hatte auch für die Zeit ihres Aufenthalts auf Schloß Steinhorst seinen Besuch in Aussicht gestellt; daß dieser Besuch freilich nicht allein seiner hohen Schwägerin, sondern mehr noch dem reizenden Hoffräulein von Fünfkirchen gelten mochte, war kein Geheimniß, und die ganze Hofgesellschaft sah mit Spannung auf den Verkehr zwischen beiden. Da die Erbfolge durch zwei Söhne gesichert erschien, hielt man es für keine Unmöglichkeit, daß der Herzog bei entschieden ernstern Absichten seinem Bruder nicht entgetreten würde. Die Erbprinzeßin hatte bis jetzt der Sache ziemlich gleichgiltig gegenübergestanden, sie schien den Huldigungen des Prinzen, die er Clemence darbrachte, keinen besonderen Werth beizulegen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Frost als bildender Künstler.

Von Hermann Verdrum.

Wenn der Mensch den Frost gemeinhin als die unangenehmste Begleiterscheinung des Winters auffaßt und verabscheut, so beweist er damit nur einmal wieder die Nichtigkeit des Sprüchleins vom Untand, der der Welt Lohn. Denn in der That kann der Frost mit noch größerem Recht als der Tod in dem wundersamen Liebe des alten Claudius von sich sagen: Bin Freund und komme nicht zu strafen! Wie stählt er die von der Hitze des Sommers erschlafenen Muskeln und Nerven immer aufs neue, wie reinigt er die von Miasmen und Mikroben verseuchte Atmosphäre, wie erfolgreich bekämpft er, ein wahrer Siegfried, die Drachen des Typhus, der Cholera und der Pest! Nur er ist es, der uns, die Kinder des rauhen Nordens, den verweichlichten Massen des Südens körperlich und geistig so unendlich überlegen gemacht hat. Und wenn er dabei, wie die letzten müden Blätter von Baum und Strauch, auch einige welke Blüten vom Baum der Menschheit mit hinwegnimmt, so sollten wir ihm das eher danken als darob zürnen.

Die Kinderwelt, welche, von den Sorgen um Heizung und warme Kleidung nicht beunruhigt, sich unbefangen dem ersten Einbruch hingiebt, begrüßt den Frost daher auch als lieben Freund und Bringer vieler Freuden, theils sportlicher, theils ästhetischer Art. Er beflügelt uns nicht nur den Fuß mit dem blinkenden Stahl,

bringt Schlittengeläut und Schneeschuhlauf; er ist auch ein Künstler, der Auge und Herz mit Bildern von wunderbarer Pracht erfreuen kann, und als solchem wollen wir ihm hier einige Augenblicke der Betrachtung widmen.

Es ist um die Zeit der Sonnenwende. Raßkaltes, rauhes Wetter läßt den frühen Abend noch zeitiger heranrücken, und dicke Nebel hüllen selbst die nächsten Häuser in graue Schleier ein. Doch dem trüben Abend folgt ein klarer, frischkalter Morgen; der Himmel zeigt nur noch vereinzelte Wolken, lustig wirbelt der von den Sonnenstrahlen vergoldete Rauch aus den Schornsteinen, und die Töne, die von der Straße hart und klar ins Zimmer dringen, künden scharfen Frost an. So ein Wetter lockt ins Freie, und kaum haben wir der Häuser Enge hinter uns gelassen, so begrüßt uns ein prächtiges Schauspiel. In einer einzigen Nacht haben sich Baum und Strauch mit Millionen von Krystallen geschmückt, die nun in den Strahlen der Morgensonne diamantengleich blitzen, sprühen, funkeln. Jeder Zweig, jedes Blatt, jeder Halm prangt in der unvergleichlichen Schönheit des Raufrostes oder Raufreiß; selbst die vergessenen Spinnweben sind mit Reihen winzigster, aber vollkommen schöner Krystalle besetzt. Wie herrlich erscheint die Birke, wenn der leise Frühwind ihre von der Last des Weihnachtschmuckes noch mehr herabgezogenen Zweige glitzernd hin- und herwiegt, oder die Linde, wenn wir, nicht weit vom Stamme stehend, durch ihr zartes, im Krystallgeschmeide prangendes Geäst nach dem tiefblauen Himmel emporsehen. Ein wenig wässriger Dunst, vom warmen Südwest herbeigeführt, genügt dem Frost, Wald und Flur in ein weißes Zaubergewand zu hüllen, das sich in seiner Art mit dem grünen Blätterkleid des Sommers wohl messen kann, und das ihm in solcher strahlenden Schönheit keines Malers Pinsel nachzaubert.

Doch wir haben, um die Werke dieses unvergleichlichen Künstlers zu bewundern, gar nicht einmal nöthig, ins Freie zu gehen; er trägt uns seine Gaben, wenn wir allzulange zaudern, sogar ins Zimmer, indem er sie in Gestalt von Eiszblumen an die Fensterscheiben malt. Sie entstehen, wenn sich die Feuchtigkeit der Stubenluft in Tropfenform auf dem kalten Glase niederschlägt und gefriert; doch muß zu dem Ende die Temperatur im Freien auf mindestens 4 Grad Kälte gesunken sein. Wenn die Luft im Zimmer ganz ruhig, die Fensterverschlüsse gleichmäßig dicht und die Scheiben überall von derselben Stärke wären, so würden sich regelrechte Eiskrystalle entwickeln. Da diese Bedingungen jedoch fast nie erfüllt werden, so setzen sich die Eiszblumen meist aus kleinen prismatischen Stäbchen, die dem Glase der Länge nach aufliegen, zusammen. Eine charakteristische Form dieser Stäbchen ist diejenige kleiner Nadeln, welche gewöhnlich rechtwinklig übereinander liegen und sich in ihren ersten Anfängen deutlich erkennen lassen. Wenn wir bei stärker werdendem Froste die Bildung dieser Eiskrystallite verfolgen — sehr schön geht das abends an den großen Scheiben der elektrischen oder Pferdebahnwagen — so sehen wir, mit welcher Genauigkeit sie den dem bloßen Auge unsichtbaren Rissen und Krümmungen folgen, welche das Reinigen der Glasescheiben auf diesen zurückläßt. Am liebsten schlagen sie sich auf beiden Seiten dieser Rinnen nieder und verzweigen sich von hier aus allmählich über die ganze Fläche. Und welchen entzückenden Reichthum an Formen bringt der Frost auch hier mit diesen armseligen Mitteln hervor! Da schauen wir hohe Büschel von Schilfgräsern, prachtvolle Palmenwedel, eine Farnkrautwildniß mit den zartesten Fiedern und Blättchen, einen Kräuterteppich mit üppigem Blattwerk, Nadelzweige, mit zartem Reif bezogen, hohe, zackige Berglandschaften, deren Gipfel mit Fichtenwäldchen bedeckt erscheinen, Arabesken, die an Schönheit mit gewirktem Silberbrokat wetteifern, lauter Formen, welche die kühnste Phantasie nicht mannigfaltiger und zierlicher erfinden könnte und die Industrie mit ihrem Eisglas nur nothdürftig nachzuahmen vermag.

Was wir an den großen Künstlern der Renaissancezeit, an einem Michelangelo, Leonardo da Vinci, Raphael, bewundern, ist

nicht nur die Genialität, sondern die Vielseitigkeit ihres Schaffens. Sie waren nicht nur Maler, sondern Bildhauer, Architekten und nicht selten noch Ingenieure und Techniker dazu. Der Frost kann sich auch an Vielseitigkeit mit ihnen vergleichen. Er schafft nicht nur krystallene Landschaften und Eisgemälde auf Glas, sondern auch erhabene Werke der Plastik und Architektur. Um diese kennen zu lernen, müssen wir uns freilich in die Regionen bemühen, wo er seine ewige Herrschaft aufgeschlagen hat und unumschränkt über Zeit, Raum und Material gebietet, in die Polarzonen. Hören wir die entzückte Schilderung eines der Glücklichen, denen der Anblick des Polareises in seiner ganzen Schönheit vergönnt war. „Als der Nebel sich hob und, sich wie eine Rolle aufwickelnd, über das Meer hin nach Westen wälzte, kam ein Eisberg nach dem andern in die Augen, gleich Schlössern in einem Feenmärchen. Es schien in der That, als wären wir von unsichtbarer Hand in ein Zauberland gezogen, als hätten die Elfen des Nordens uns in lustiger Spielerei einen Schleier um die Augen geworfen und uns zum wirklichen „ewigen Sitz der Götter“ gelockt. Hier war die Walhallä der kühnen Wikinger, hier die Stadt des Sonnengotts Freyr, Alfheim mit seinen Elfenhöhlen und Giltmir mit seinen goldnen Wänden und silbernen Dächern, hier Gimle, das glänzender als die Sonne — der Seligen Heimat, und dort, die Wolken durchbohrend, ragte Himinberg, die Himmelzburg, wo die Brücke der Götter den Himmel berührt.“ Der Anblick dieser Wunderwelt erweckt im Beschauer eine Flut von Erinnerungen an die erhabensten Bauwerke der Menschenhand. Hier ruhen die Trümmer des römischen Kolosseums, dort erhebt sich St. Peters Dom über dem Thurm der alten Trinitätskirche zu London; im Schatten der Pyramiden steht ein byzantinischer Thurm und ein griechischer Tempel; nicht weit davon schwimmt eine der herrlichen Selbstschuttschen Karawansereien, deren gewaltige Thorwölbungen wir sonst nur im heißen Sande Kleinasien und der Euphratlande bewundern. Und neben dieser Fülle von Architektur eine nicht minder große von plastischen Werken, in denen die Phantasie vierfüßige Thiere, Eisbären, weiße Löwen, kriechende Pferde, Riesenvögel und Menschen sieht. „Penitentes“, Bänder, nennen die Bewohner der südamerikanischen Anden die seltsamen Gebilde, die Frost und Abschmelzung auf den dortigen Gletschern erzeugen. Denn nicht nur in den Polargegenden, auch in den Hochgebirgsregionen bethätigt der Frost sich als Künstler, und auch hier werden, wie dort, seine Wunderwerke nur von wenigen geschaut.

Giebt es in den Eisregionen des hohen Nordens Außenarchitektur, so ergeht sich der Frost im Gebiet der Gebirgsgletscher in prachtvollen Innendekorationen. „Der Bergwasser milchweißen Abstrom verfolgend“ gelangen wir an die Spalten, die Einlaß zum frostgeschaffenen Palast der Eiszungfrauen gewähren, zu Schönheiten, die nur Dichtermund gebührend schildern kann. „Hoch wölbt sich drin, dem Erstaunten zu Haupt, ein Kuppelgewölb von reinstem, durchsichtigster Klarheit; wie Regenbogen und schimmernder Thau, in wechselnden Farben erspielend, vom Blau des lichten Azurs bis zu röthlichem Schein; so heben sich leuchtend und drohend die Wände.“ Doch wehe dem, der unvorsichtig in die krystallinen Dome der Gletscher einzudringen versucht; unversehens öffnet sich, von trügerischer Schneedecke überbrückt, der gähnende Schlund, und mit zerschmetterten Gliedern gelangt der Unglückliche in ein eisiges Grab, aus dem es keine Rettung giebt. Minder gefährlich ist es, die Kunst des Frostes zu bewundern, wenn er die Bergwasser, oder gar die Flutenfülle eines großen Sturzes wie der Niagara in eisige Fesseln schlägt. Wer hätte die Fülle der Vorhänge, Falten, Franzen, in welche dieser Riesenfall sich in strengen Wintern verwandelt, nicht wenigstens schon im Bilde bewundert.

Eine echte Künstlernatur zeigt sich jedoch nicht nur im Riesigen, Erhabenen; sie schafft auch Werke der Kleinkunst, die besonders das Entzücken der Frauen, zu deren Schmuck und Gebrauch solche bestimmt sind, erregen. Derartige Miniaturkunstwerke zaubert auch

der Frost hervor — in den Schneekristallen. Wir erfreuen uns ihrer, wenn sie in der frischen Winterluft schwebend in den Sonnenstrahlen glitzern, und bebauern, die zierlichen Sternchen, die sich einzelt auf Gewand und Pelzwerk niederlassen, nicht länger bewundern zu können; denn sie sind vergänglich wie ein Hauch. Aber die Mikrophotographie hat sich ihrer bemächtigt, sie in vergrößerten Aufnahmen dargestellt und uns mit der Fülle ihrer reizenden, oft ganz seltsamen Formen genau bekannt gemacht. Da prangen auf den Tafeln strahlige Sterne, zierlich gegliederte sechseckige Plättchen, Vorlagen zu den entzückendsten Broschen, Schnallen, Spangen, die man am liebsten gleich in Silber nachgebildet und mit edlen Steinen an Stellen, die schon am Schneekristall deutlich hervortreten, besetzt sähe, ein Gestaltenreichtum, der dem Kunsthandwerk unerschöpfliche Vorbilder bietet.

Vorwiegend ist die Tafelform in Gestalt sechseckiger Plättchen und sechsstrahliger Sterne und die durch Prismen und Pyramiden vertretene Säulenform, aus welchen beiden die mannigfachsten Combinationen entstehen. Man sieht es dem plumpen Schneeflöckchen nicht an, welcher Fülle reizender Einzelkristalle es sein Dasein verdankt.

Nacht nun der Sommer, so zieht sich Meister Frost bei uns in die höheren Regionen der Atmosphäre zurück, die er in ewiger Haft hält. Selbst von hier entzückt er uns gelegentlich durch seine Tata Morganakunst, indem er die meist durch Brechung der Strahlen in schwebenden Eisnadeln entstehenden Halophänome, die Sonnen- und Mondringe nebst den Nebensonnen, hervorzaubert. Freilich nur selten und wenn er bei guter Laune ist.

(Nachdruck verboten.)

Die Wette.

Eine Historie der Thatfachen von Oskar Keller.

Eines Tages saßen zwei steinreiche Engländer in der Kranzler'schen Konditorei in Berlin und langweilten sich. Sie hatten bereits alles Mögliche versucht, ihre Nerven ein wenig aufzuregen, aber nichts gelang. Zuerst zählten sie bis dreihundert und zurück bis eins, dann zählten sie all' die jungen und alten Herren, die an der Kranzler-Ecke herumlungerten und vor lauter Nichtsthun müde und abgesspannt aussahen, hierauf begannen sie mit dem Zählen vorbeimarschierender Soldaten, Polizisten und Straßenlehrer, — bis ihnen schließlich vor lauter Zahlen schwindelig wurde. Nachdem sie nun eine Weile ausgeruht hatten, suchten sie nach einem neuen Problem, ihre Langweile zu vertreiben, — sie ergriffen das erste beste Zeitungsblatt und vertieften sich in die Zeitungsneuigkeiten, trotzdem sie nur sehr wenig deutsch verstanden. Aber zu zwei ging es doch besser als sie anfangs selbst gedacht hatten, — und das machte ihnen viel Spaß und brachte sie auf allerhand Gedanken.

Am besten gefiel ihnen die Notiz, in der die endliche Verhaftung des „Kaschemmen-Friße“ mitgeteilt war. Dieser böse Friße war einer der geriebensten Taschendiebe, den die Berliner Polizei bereits seit einem Jahre suchte. Da er ihr aber nicht den Gefallen erweisen wollte, nach Brasilien auszuwandern, um sich dort erwischen zu lassen, mußte sie warten, bis er durch einen Zufall in ihre Hände gerieth. Und dieser Zufall hat sich merkwürdigerweise endlich ereignet, — Friße wurde festgenommen, da er gerade einem im Thiergarten eingeschlafenen Herrn die Uhr ziehen wollte.

„Damn'it,“ bemerkte der Engländer Nr. I, „solch ein dummer Kerl! Ein ganzes Jahr lauft er frei herum, und bei einem Schläfer fällt er herein.“

„Offenbar ist es sehr schwer, einem Schlafenden die Uhr zu ziehen,“ meinte der Engländer Nr. II.

„Paß“ rief der Engländer I, „nichts leichter als dies.“

„Das bestreite ich!“

„Wetten?“

„Please.“

„Well, ich halte Ihnen 500 Pfund, daß ich im Laufe von drei Tagen einem schlafenden Menschen die Uhr stehle. Sie sollen selbst zusehen.“

„All right! Heute ist Dienstag, — spätestens Freitag müssen Sie stehlen, — 500 Pfund als Einsatz!“

„Abgemacht. Ich erwarte Sie Freitag um vier Uhr nachmittags im Thiergarten, am besten bei der Siegessäule. Wir suchen uns dann einen Schlafenden aus, und ich ziehe ihm die Uhr, ohne daß er es merkt. Ich habe dann die Wette gewonnen, und Sie zahlen 500 Pfund an mich. Gelingt mir der Diebstahl nicht, wird der Schläfer wach, zahle ich Ihnen dieselbe Summe.“

Mit diesen Worten griff der Engländer I in seine Tasche, zog ein winziges Notizbuch heraus und notirte die Wette; der Engländer II that dasselbe, — die Sache war somit abgemacht. Sie blieben noch ein Weilchen beisammen, welche kurze Pause in der sonst lebhaften Unterhaltung der Engländer II dazu benutzte, die ganze Wette auf einigen Notizbuchblättern im Telegraphen-Stil niederzuschreiben, um sie der „Times“ zu depeschiren; dann reichten sie sich die Hände, grüßten einander wie echte Gentlemen und verließen die Konditorei. Der Engländer I machte sich sofort daran, über die Wette nachzudenken, und dazu war es nothwendig, das Terrain zu sondiren, er unternahm also einen Spaziergang nach dem Thiergarten. Der Engländer II, der absichtlich eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hatte, machte sehr bald kehrt und folgte aus einiger Entfernung dem Engländer I, um dessen „Vorarbeiten“ still zu beobachten. Und dazu hatte er als Wettender sein gutes Recht. Er spazierte also gemüthlich dem Thiergarten zu und verfolgte alle Bewegungen seines Wettpartners, ohne hierbei selbst bemerkt zu werden.

Der Engländer I war unterdessen in der Nähe des Kroll'schen Etablissements angelangt. Hier fand er bald, was er suchte, einige Herren, deren Neußeres nicht sonderlich empfehlenswerth war; offenbar Arbeitslose, dachte er, die im Freien leichter hungern. Er sah sich unter diesen Herren ein wenig um, endlich blieben seine Augen auf einem jungen Mann haften, dessen schäbige Eleganz auf ihn den besten Eindruck machte. Zudem sah dieser aufgeschossene, bleiche junge Mann noch am meisten vertrauenerweckend aus. Also winkte er ihn an sich heran. Der junge Mann sah den Fremden groß an, folgte endlich etwas unwillig und langsam der Einladung und näherte sich dem Engländer, der ihn höflich begrüßte.

„Guten Abend, mein Herr,“ begann er, „Sie gefallen mir.“

Der junge Mann sah ihn zweifelnd an, da ein merkwürdiges, ironisches Lächeln über seine weißen Büge zu huschen schien; dann schob er mit linkscher Bewegung den Hut vom Kopfe und fragte:

„Wünschen Sie was von mich?“

„Yes! Ich will Ihnen Geld geben.“

„Geld wollen Sie mir geben? Na nu, raus mit! Det hörr id for mein Leben jern.“

„Well, kommen Sie, ich will Ihnen was sagen.“

Und er nahm den jungen Mann unter'm Arm, führte ihn um das Kroll'sche Etablissement herum und begann ihm den Plan seiner Wette zu entwickeln. Als der Engländer fertig war, sah ihn der junge Mann von der Seite an, wie man einen Menschen an sieht, an dessen Verstand man zweifelt.

„Die Feschichte is man jut,“ begann er nach einer Weile, „Sie wollen also allen Ernstes mir 'ne joldne Uhr stehlen, id soll mir schlafend stellen und wenn id so'n bißken duseln dhü, denn kloppen Sie den Kranumeter. Und daför bezahlen Sie mir hundert Märker! Mr. W! Det Feschäft stimmt! Nu man raus mit die Emnachen! Aber id sage Ihnen det gleich, 'ne Uhr hab' id nich!“

„Ich kaufe vor Sie einen goldenen Uhr, wenn ich habe den Uhr gestohlen, woll ich Ihnen ihn wieder schenken. Auch will ich

Ihnen, bevor Sie machen den Schlaf, zahlen den Preis, hundert Mark in Gold. Ich will Sie treffen Freitag 2 $\frac{1}{2}$ Uhr bei der Siegessäule.“

Mit Handschlag trennten sie sich.

Raum war aber der Engländer I aus dem Gesichtskreis verschwunden, als der Engländer II auftauchte und denselben jungen Mann an sich herantunkte. Diesem kam nun die Geschichte ein wenig merkwürdig vor, zögernd folgte er dem Rufe und schlenderte langsam auf den Engländer II zu.

„Halloh,“ begann dieser, „how are you?“

„Det versteh id nich. Wenn Sie aber och wat von'n Kranometer mit mich sprechen wollen, denn man raus, Herr Englishmann! Wollen Sie mir auch die Uhr ziehen?“

„Yes, yes! das woll ich. Was haben meine Friend mit Sie gesprochen? Kenn Sie mir das sagen?“

Der junge Mann erzählte ohne weiteres den Antrag, den ihm der Engländer I gestellt hatte.

„Oh, that's all right! Serr gut! Wissen Sie was? Ich woll Sie geben jetzt 200 Mark, wenn Sie wollen erwachen! Sie müssen erwachen, wenn er will stehl das Uhr. Kenn Sie das machen?“

„Und ob! Dat Geschäft stimmt man großartig! Von dem einen Englishmann bekomme ich hundert Emmchen, um mir schlafend zu stellen, daß er den Kranometer krapst, und Sie jeben mich 200 Emmchen, wenn ich bei die Produktion erwache. Wird jemacht, Herr Englishmann, id will erwachen, dat ihm Hören und Sehen verjeht! Nun man raus mit die Märker.“

„Sie müssen bekommen den Geld, wenn Sie wollen erwachen.“

„M. W. Id halte Wort! wenn id wat sage und et wahr is, denn können Sie es ruhig jloben!“

„All right!“

Nach die trennten sich mit Handschlag. Und der Engländer II war mit sich sehr zufrieden.

Auf dem Heimwege überlegte mittlerweile der Engländer I, wieviel ihm bei diesem Wettgeschäft rein bleiben wird, — für die Uhr wollte er nicht mehr als höchstens 25 Mark ausgeben, dafür bekommt man schon eine kapitale Remontre-Uhr samt Kette, hundert Mark erhält der junge Mann, hundert Mark wird das Souper kosten, das er als Gewinner zum besten geben muß, bleiben ihm noch immer 9775 Mark, — eine Summe für einen niedlichen, unschuldigen Scherz!

Am bestimmten Tage, zur bestimmten Stunde trafen sie sich wieder, der Engländer I und der junge Mann. Der Engländer händigte ihm sofort fünf 20-Markstücke ein und übergab ihm eine funkel-nagelneue silberne Uhr samt Kette, — dafür mußte sich der junge Mann auf einer Bank in der Nähe der Siegessäule niederlassen, die Füße vor sich hinstrecken und unverwandt in den blauen Himmel gucken. Der Engländer blieb in seiner Nähe und beobachtete ihn scharf.

Es dauerte nicht lange und der Engländer II war auch zur Stelle. Er begrüßte seinen Landsmann I sehr stillvoll, reichte ihm die Hand und zog die Uhr. Der Engländer I nickte bloß und deutete mit den Augen auf den jungen Mann, der der Verabredung gemäß beim Erscheinen des Engländer II sofort sich schlafend stellte und zu schnarchen begann. Der Engländer I nickte nun ebenfalls mit dem Kopfe und zog sich bescheiden zurück, um zuzusehen. Nun kommt der Hauptspäß, dachte er sich, Du wolltest mich 'reinleg'n und fälltst selbst mächtig rein.

Der Engländer I ging nun ganz kouragirt auf den schlafenden

Jüngling zu, setzte sich neben ihm nieder und machte sich nach einer Weile daran, dem scheinbar Schlafenden thatächlich die Uhr zu ziehen. Raum hatte er aber mit zartem Griff die Kette erwischt, als etwas Merkwürdiges geschah, — der scheinbar Schlafende sprang auf und griff nach der Hand des Engländers, die er festhielt. Sofort kam der Engländer II hinzu, pflanzte sich vor beiden auf und begann:

„Serr gut. Please zahlen Sie die 500 Pfund!“

„Swindel, Betrug, Gaunerei!“ schrie jetzt der Engländer I, „wie kommen Sie dazu, jetzt wach zu sein. Wie kenn Sie das machen? Geben Sie zurück die 100 Mark!“

„Wat for hundert Mark wollen Sie haben?“ frug ganz naiv der plötzlich Erwachte, „machen Sie keen faulen Zauber nich —“

„Fünfhundert Pfund,“ wiederholte jetzt ernst und würdig der Engländer II.

„Vorher jeben Sie mir aber meine 200 Märker,“ wandte sich der junge Mann an den Engländer II, — „Wort halten is Hauptsache.“

„Oh,“ schrie jetzt der Engländer I, „Sie machen solchen Swindel, — Sie sein ein schlechter Mensch! Sie müssen das nig thun; — die ganze Wette gilt nichts,“ wandte er sich an seinen Landsmann, „dieser junge Mann is ein Swindel!“

„Wer is Schwindel?“ schrie empört der junge Mann, „Ihr beide macht da 'n faulen Zauber mit mich und denn noch beleidigen? Det jiebr's ja jar nich! Nu aber raus mit die 200 Mark!“

Der Engländer II sagte kein Wort, sondern erlegte sofort die geforderte Summe.

„Sie haben die Wette nicht eingehalten, also verloren,“ wandte er sich ernst und sehr würdig an den Engländer I, „ich bitte um die 500 Pfund.“

„No Sir,“ erwiderte dieser, „die Wette gilt nicht, denn ich bin betrogen worden. Im Gegentheil, Sie haben verloren und müssen an mich 500 Pfund zahlen.“

„Das wäre noch schöner! Weil Sie diesen Jüngling bestochen —“

„Dieser Jüngling ist ein Schwindler! — Schämen Sie sich, junge Mann, — so jung und schon solche Swindel, solche Betrug —“

„Wat, keck werd'ns auch noch?“ begann jetzt der junge Mann, und richtete sich stolz auf, „dat lassen Sie man bleiben, denn Sie find 'n ganz jesährlicher Dieb, Sie haben mir eben die Uhr stehlen wollen!“

Einen Augenblick sah ihn der Engländer I ganz betroffen an, er war wie aus den Wolken gefallen, dann erinnerte er sich seiner Abstammung und versetzte dem jungen Mann einen regelrechten Boyerhieb, daß er sofort aus der Nase zu bluten begann.

„Bery excellent,“ pflichtete der Engländer II zu und blickte bewundernd zum Engländer I auf.

Der junge Mann verstand aber keinen Spaß, er warf sich auf den Angreifer und begann aus Leibeskraften nach Polizei zu schreien.

Im Nu waren einige Schutzleute da, man umringte den aus allen Wolken gefallenen Engländer I und führte ihn als einen auf frischer That erwischten Taschendieb, der sein Opfer obendrein niederschlagen wollte, auf die Polizei. Vergebens suchte er hier die Sache aufzuklären, — höhnisches Lachen war die Antwort! Als er aber gar darauf hinwies, er sei steinreich, man möge seinen Koffer im Hotel durchsuchen, da werde man Checks auf hohe Summen vorfinden, — erzielte er bloß, daß er obendrein noch für einen Checkfälscher und Hochstapler gehalten wurde.

Nicht besser erging es dem Engländer II, der ebenfalls auf die Polizei mitmußte. Er wurde dort, da ihn der Engländer I in seine Wette, die ihm kein Mensch glauben wollte, verwickelte, ebenfalls in Haft genommen, da die Polizei annahm, endlich zwei berühmte internationale Gauner gefaßt zu haben. Außerdem wurden ihnen sämtliche Dokumente und Werthpapiere abgenommen, um sie nach London behufs Prüfung einzusenden. Ja, die Polizei war auf diesen Fang sogar sehr stolz, suchte sie doch schon seit einer Reihe von Jahren zwei englische Checkfälscher! Daß diese Gefangenen schon längst tot waren, das wußte die Polizei freilich nicht.

Als nun die zwei eingesperrten Engländer I und II haten, man möge auf ihre Kosten nach London depeeschiren, da werde sich ihre Identität sofort herausstellen, wurde dies mit der Begründung abgewiesen, daß derlei Feststellungen ihren vorgeschriebenen Instanzenweg durchzulaufen hätten, — und das dauert wenigstens drei Monate.

... Nun könnte ich als Feuilletonist jetzt irgend einen deus ex machina erfinden, der in die Handlung eingreift, die Engländer I und II befreit und den jungen Mann der verdienten Strafe zuführt, — das würde aber gar nicht den Thatsachen entsprechen und außerdem alle Moral auf den Kopf stellen. Nein, — die Sache verlief, wie sie auch folgerichtig zu verlaufen hatte! Die zwei Engländer I und II blieben etwa 4 Monate in Untersuchungshaft und hatten während dieser Zeit 218 Verhöre beim Untersuchungsrichter zu bestehen. Nach Ablauf dieser Zeit wurden sie endlich freigelassen, da die Mittheilungen aus London wie die übrigen Recherchen in Paris, Nizza, Monte Carlo u. s. w. zur Evidenz ergaben, die zwei Gentlemen seien thatsächlich unermeslich reich und verdienten Glauben, wenn sie die Diebstahls Geschichte als eine Wette hinstellten.

Dafür stand es ihnen jetzt frei, den jungen Mann wegen Verleumdung und thatsächlicher Ehrenbeleidigung zu belangen, der Engländer I hätte dies ohne Zweifel gethan, wäre nicht mittlerweile der junge Mann, dessen Adresse ihm der Untersuchungsrichter mittheilte, mit den Freiwilligen nach China gegangen, dort gegen die Boxer zu kämpfen.

Wie sich die Engländer I und II untereinander schließlich ausglich, darüber schweigen die Akten. —

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Geheimschrift.

Die Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die sich durch Umstellung der Buchstaben zu sinngemäßen Wörtern bilden lassen:

Rübenielikesneorüzennredrundef
 Stichederedodtedihonctuheerinteve
 Begirimedidahnered bendahertgeV
 BrüneniesnelikeossitseuzpätS

Buchstabenräthsel.

Zeig' meine Kraft in wüchtigem Streich,
 Mach' Weiches hart und Hartes weich.
 Trag' ich ein andres Herz in mir,
 Dien' ich der Tafel oft als Bier.

Anagramm.

Von German Nothensfels.

Es kennt als Thier mich jedermann,
 In Feld und Flur trifft Du mich an;
 Doch nimmst das erste Zeichen mir,
 Dann bleibt ein Theil vom Ganzen Dir!

Taufräthsel.

Bogen, Zelle, Bier, Nagel, Brest, Feile, Wand, Blut,
 Gau, Uhr, Rand, Reihen, Tand, Wink, Last, Biene.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umtausch eines Buchstabs an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden, derart, daß die neu eingefügten Buchstaben einen Sinnspruch ergeben.

Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
 B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, behält, da die andern passen, Wenzespiel auf folgende Karte:

a, b, c, dB, aK; bK, D, 7; cD, 9.



Er wendet aA, findet noch a10 und drückt cD, 9, hat sonach ein Spiel mit sieben Matadore; gleichwohl verliert er. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Treibhauspflanze.

Auflösung des Quadraträthfels.

B I E R
 J O T A
 E T A T
 R A T E

Auflösung des Räthfels.

Traube, Raub.

Auflösung des Silbentauschräthfels.

Wolga, Balken, Wieland, Wange, Dante, Haken, Lasso, Sense,
 Sichel, Vernichtung, Binse, Boden.

Wolken, wie Gedanken, lassen sich nicht binden.

Auflösung des Logogryphs.

Rain — Ruin.

Auflösung der Schachaufgabe.

W. Kf5; Le8, h4; Sa6, c5, Ba7, c6, e4.
 Schw. Kd6; Ta8, Sd8, Bc7, e5, g4.

1. Kf6, Ta7;; 2. Le1, Ta6;; 3. Lb4, beliebig. 4. S gibt Matt.
 2., Tb7 oder Sc6;; 3. Le 1—g3 und Matt im nächsten Zug.

Richtige Lösungen gingen ein: Stanislaus Musielewicz, Hans Köhl, Erich Gabler, Gustav Schneider, Erich Hohendorf, Alfred Bertram, Bromberg, Martin und Erna Katz, Steno bei Ggin, Max und Flora Fock, Zempelburg.